

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

16.5.1920 (No. 20)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 20



16. Mai 1920

Arth. Böhlingk / Erläuterungen zu Goethes Faust.

Gabst uns Dein Höchstes und Bestes,
arokmütig von Ernte zu Ernte,
und die Müß' sollt' gereun,
die dran zu wenden es allt?

Homunculus.

Von all den Gestalten im Faust pflegt keine mehr Anstoß zu erregen und Kopfzerbrechen zu verursachen, als das Wundergebilde, das aus der Retorte des edlen Doktors Wagner hervorgeht: der Homunculus. Seine Aufklärung ist unerlässlich. Wer, wie einst Theodor Vischer, der radikale Ablehner des zweiten Teils des Faust, und ganz neuerdings R. Ziegler (Gedanken über Faust II, Stuttgart 1919) bekemnt, daß er mit dem Homunculus nichts anzufangen wisse, sollte bei der Interpretation des Gedichtes nicht mitsprechen, ein so wesentlicher Bestandteil desselben ist die Homunculus-Episode.

Um zum zweiten Teil überhaupt den richtigen Gesichtspunkt zu gewinnen, darf man nicht außer Acht lassen, daß es sich um eine völlige Neudichtung handelt, wie sie 1797 konzipiert worden ist. Wie Goethe selbst, so ist auch sein Faust, seit den Tagen des Sturm und Drangs, in welchen der erste Teil wurzelt, ein sehr Anderer geworden. Das Ungeheuer, mit dem er einst nach restloser Erkenntnis der Natur gerungen, ist gedämpft; er fügt sich resigniert in die dem menschlichen Geiste gesetzten Schranken. Die philosophische Spekulation, die Metaphysik, ist für ihn abgetan. Auch die sinnliche Liebe vermag nichts mehr über ihn: die Gretchentragödie ist überwunden und der Vergessenheit anheimgegeben, sein Inneres vom „erlebten Graus“ gereinigt. Zu einem neuen Dasein erwacht, geht er gehobenen Hauptes dem neuen Tag entgegen. Indem er dem „höchsten Dasein“ zustrebt, kennt er nichts Höheres als die Helena, die Verkörperung idealer, ästhetischer Schönheit in griechischem Gewande, zu erringen, sie dem Hades zu entreißen und sich mit ihr zu vermählen. Es ist ihm geglückt, sie dem Kaiser und seinem Hofstaate vorzuzaubern, allein nur als Gespenst, als Vision. Dies hat ihn so erschüttert, daß er von Sinnen gekommen, ohnmächtig zusammengebrochen ist. Mephistopheles hat den Ohnmächtigen auf den Rücken genommen und in seiner Studierstube abgelagert. „Wen Helena paralyisiert“, brummt er vor sich her, „der kommt so leicht nicht zu Verstande.“ Und so liegt er in tiefem Schlafe, wie gelähmt, hinter einem Vorhange; indem Mephistopheles aus diesem hervortritt, bemächtigt er sich während des ganzen Aktes (es ist der zweite) der Bühne. Das Feld gehört ihm. Er wird zur Hauptperson.

Ganz ähnlich wie im ersten Teil kleidet er sich wieder in Fausts Talar. Daß, indem er den alten Flaus vom Hals nimmt, das Ungeziefer, das diesen zersessen hat, aufsteigt, löst in ihm hellen Jubel aus: sind es doch seine Kreaturen!

Wie überraschend mich die junge Schöpfung freut!
Man säe nur, man erntet mit der Zeit.

Er zieht die Locke, die einen gellenden durchdringenden Ton erschallen läßt, wovon die Hallen erbeben und die Türen aufspringen. Bis ins Mark hinein erzitternd erscheint zunächst der Famulus des „edlen Doktor Wagner“, der Fausts Lehrstuhl eingenommen hat. Sein Famulus weiß ihn nicht hoch genug zu preisen. Er sei jetzt „der Erste in der gelehrten Welt! Der Weisheit täglicher Vermehrer, ist ers allein, der sie zusammenhält!“

Allwissbegierige Forscher, Hörer
versammeln sich um ihn zuhauf.
Er leuchtet einzig vom Katheder;
die Schlüssel übt er wie Sankt Peter,
das Untere so, das Obere schließt er auf.
Wie er vor allen glüht und funkelt,
kein Ruf, kein Ruhm hält weiter Stand,
selbst Faustus Name wird verdunkelt,
er ist es, der allein erfand.

Hatte Wagners Begeisterung dereinst in der Entzifferung eines alten Pergaments gegipfelt, so ist er jetzt auf nichts Geringeres bedacht, als in seiner Retorte einen leibhaftigen Menschen her- vorzubringen!

Monatelang, des großen Werkes willen,
lebt er im allerstillsten Stillen,
der zarteste der gelehrten Männer,
er sieht aus wie ein Kohlenbrenner,
geschwärzt vom Ohre bis zur Nasen,
die Augen rot vom Feuerblasen;
so lechzt er jeden Augenblick,
Gekirr der Zange gibt Musik.

Damit hat ihn Mephistopheles offenbar, wo er ihn haben will, um seinen Spott mit ihm zu treiben. Indes bevor er sich an den alten Alchimisten heranmacht, fertigt er, ähnlich wie im ersten Teil, einen Schüler, den Beflissenen der neuesten akademischen Wissenschaft ab, der es bereits zum Baccalaurus gebracht hat:

diesmal ist er von den Neusten,
er wird sich grenzenlos erdreusten.

Daran läßt der Hereinstürmende es allerdings nicht fehlen. Er kann nicht bloß die in sich zusammenbrechende Moderlammer, in der Wagner sein Wesen treibt, nicht genug bekritteln — er fertigt zugleich den „alten Herrn“, der wieder in Fausts Talar gehüllt, auf dessen Stuhle sitzt (der Baccalaurus ist der Schüler aus dem ersten Teil in Person), nicht genug verhöhnen. Statt des einstmaligen Popses trägt der den akademischen Kutten Entwachsene einen Schwedentopf, d. h. seinen natürlichen Haarwuchs;

an „Lodenkopf und Spizenträger habe er, als Student, sicherlich ein kindliches Behagen“ empfunden, spottet Mephistopheles. Er komme nur nicht „absolut“ nach Haus!

Wir haben es unverkennbar mit einem Musesohn aus der Zeit kurz nach den Freiheitskriegen, der ersten Burschenschaft, zu tun, der im Geiste Fichtes dahinwandelt. Er kann zunächst den alten Kahlkopf nicht genug schmähen. Der Jugend gehöre die Welt! Diese war nicht — ehe er sie erschuf.

Die Sonne führt ich aus dem Meer herauf;
mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf;

— — — — —
auf meinen Wink, in jener ersten Nacht,
entfaltete sich aller Sterne Pracht.

Dieser sich in solcher Ueberhebung ergehende Uebermut macht Mephisto-Faust (d. h. Goethen selbst) indes keine allzu große Sorge:

Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
es gibt zuletzt doch noch e' Wein.

Anders die zünftige Aſter-Wissenschaft, wie sie der edle Doktor Wagner, als Alchimist, betreibt. Diese kann nicht vernichtend genug perſifliert werden. Hier ist Mephistopheles als Teufel, wie in der Hexentüche, an seinem ureigensten Platze. Faustens Studierstube verwandelt sich in Wagners Laboratorium. Am Herde, über die Retorte gebeugt, ſißt er ſelbſt:

Die Glocke tönt, die fürchterliche,
durchschauert die beruhten Mauern.
Nicht länger kann das Ungewisse
der ernstesten Erwartung dauern.
Schon hellen sich die Finsternisse;
schon in der innersten Phiolo
erglüht es wie lebend'ge Kohle,
Ja, wie der herrlichste Karfunkel,
verstrahlend Blitze durch das Dunkel.
Ein helles weißes Licht erscheint!
O daß ich's diesmal nicht verliere! —
Ach Gott! was raffelt an der Türe?

Wagners Schrecken, ob der Störung in feierlichster Stunde, erweist sich als unbegründet. Der Eintretende ist jener Mephistopheles, der bereits dem Famulus zugerufen hatte:

Sollt' er den Zutritt mir verneinen?
Ich bin der Mann, das Glück ihm zu beschleunigen.

Und so beruhigt er gleich beim Eintreten Wagner mit den Worten:

Willkommen! es ist gut gemeint.

(ganz leise) Was gibt es denn?

Wagner (noch leiser): Es wird ein Mensch gemacht.
Mephistopheles. Ein Mensch? Und welch verliebtes Paar
habt ihr ins Rauchloch eingeschlossen?

Wagner. Behüte Gott! wie sonst des Zeugen Mode war,
erklären wir für eitel Pöffen.
Der zarte Punkt, aus dem das Leben sprang,
die holde Kraft, die aus dem Innern drang,
und nahm und gab, bestimmt, sich selbst zu zeichnen,
erst Nächstes, dann sich Fremdes anzueignen,
die ist von ihrer Würde nun entsezt. —

„Es leuchtet! Seht!“ Wagner geht ganz in Ekstase auf.
Triumphierend ruft er:

Was man an der Natur Geheimnisvolles pries,
das wagen wir verständig zu probieren,
und was sie sonst organisieren ließ,
das lassen wir kristallisieren.

Lezteres eine Anspielung auf das „kristallisierte Menschen-voll“, wie Mephistopheles sich ausdrückt, wie er es schon in seinen Wanderjahren gesehen, nämlich Petrefakten, die noch bis in Goethes Zeit hinein für Menschenreste ausgegeben worden sind.

Für den ganzen Vorgang ist kein Geringerer als Paracelsus vorbildlich, der es ganz genau wissen wollte, wie ein Mensch außerhalb weiblichen Leibes, künstlich, auf chemischem Wege sollte erzeugt werden können. Ein solcher „Homunculus“, wie er ihn heißt, sollte im Kolben des Chemikers erscheinen, „mit allen Gliedmaßen, wie ein ander Kind, nur viel kleiner und durchsichtig, ohne ein Corpus“. Sorgfältig großgezogen konnte ein solcher Homunculus zu einem Riesen oder auch Zwerg-

lein und andere dergleichen „Wunderleut“ erwachsen und, als ein großes Werkzeug oder Instrument gebraucht, große und gewaltigen Sieg über Feinde erringen. Solche Homunculi wußten „alle heimliche und verborgene Dinge, die sonst allen Menschen verborgen blieben“. Denn durch Kunst überkommen sie ihr Leben, durch Kunst überkommen sie Leib, Fleisch, Bein und Blut, durch Kunst werden sie geboren: darum so wird ihnen die Kunst eingelehrt und angeboren, und dürfen es von niemandts lernen, sondern man muß von ihnen lernen.“

Wagner verfährt genau nach diesem Recepte des Paracelsus (beiläufig gesagt eines Zeitgenossen des historischen Faust), hätte aber darum doch nie und nimmer den ersehnten Homunculus zuwege gebracht. Dies vermag er nur mit Hilfe des Mephistopheles als Hexenmeister, der, nicht anders als im Auerbachschen Keller oder in der Hexentüche selbst, keine Kunst, will sagen seinen Hofuspokus, zum Besten gibt. Das Wundergebilde, wie es in der Retorte des Wagner entsteht, ist seine, des Mephistopheles, Kreatur, von gleicher Wesensart mit ihm, der selbst ein Phantastengebilde ist. Darüber läßt der leuchtende Kleine in dem Glasgehäus keinen Zweifel aufkommen. Er redet zwar Wagner als sein „Bäterchen“ an; indes offenbar ironisch, nicht ohne zu bitten: ihn zwar zärtlich, allein nicht zu fest ans Herz zu drücken, damit das Glas, das ihn umhüllt, nicht springe! Welchem „Scherz“ er, zu unserer Belehrung, bedeutsam hinzufügt:

Das ist die Eigenschaft der Dinge:
natürlichem genügt das Weltall kaum,
was künstlich ist, verlangt geschlossenen Raum.

Prägnanter, schärfer kann der Unterschied zwischen Naturvorgang und Menschenwerk nicht markiert werden. Beiort Paracelsus die künstliche Entstehung des Menschen als Lebewesen, um die menschliche Kunst, im Wettstreit mit der Natur, zu verhimmeln, so dient Goethen eben dieser Vorgang dazu, deren Unzulänglichkeit gegenüber der Natur in die Augen springen zu machen.

Vernichtender als durch den Homunculus des edlen Doktor Wagner, diese Parodie, kann die Aſter-Wissenschaft, die Alchemie, wie sie Fausts Vater und er selbst noch getrieben hatte, nicht getroffen werden; mit ihr bekommt die bloße Bücherweisheit und Zunftgelehrsamkeit ein reblich Teil mit ab. Damit ist ein Hauptthema des Goetheschen Faust, wie es gleich Eingangs angeschlagen worden, frisch aufgegriffen und endgültiger Erledigung zugeführt. Wie Goethe seinen Tasso als einen höher potentierte Werther hat gelten lassen wollen, so ist in dieser Hinsicht der zweite Teil seines Faust ein höher potentierte. Die Abfertigung der Zunftgelehrten ist um so gründlicher, unerbittlicher, als die Erfahrung, die er mit seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten, der Metamorphose der Tiere und Pflanzen und zumal seiner Farbenlehre gemacht hatte, ihn in hohem Maße verbittert hatte. Indem die Homunculus-Episode hierzu dient, wird, was wahrlich Not tat, der zweite Teil der Dichtung an den ersten geknüpft. Werden wir doch sogar in Fausts Studierstube zurück versezt! Mephistopheles spielt wieder den Doktor Faust und wiederholt sogar die Schülerzene.

So rat- und hilflos ſißt Wagner gegenüber ſeinem Wundermännchen ſüß, ſo vertraut tut Mephistopheles mit demſelben. Redet ihn der Kleine mit „Herr Vetter“ an, ſo heißt er ihn einen „Schall“. Homunculus dankt ihm dafür, daß er im rechten Augenblick zur Stelle gekommen ſei und erwartet, daß er, mit ſeiner Gewandtheit in ſolchen Dingen, die Wege, die er einzuschlagen gedente, ihm verkürze. Vergeblich ruft der kaltgeſtellte edle Doktor Wagner: „Noch ein Wort!“ Der Hellscher ſoll ihm das Räſſel löſen, wie es komme, „daß Seel und Leib ſo ſchön zuſammenpaſſen, ſo feſt ſich halten, als um nie zu ſcheiden und doch den Tag ſich immerfort verleiden. Sodann —.“ Da ruft indes Mephistopheles: „Halt ein!“ — Hier gebe es A n d e r e s zu tun! Und das „Bäterchen“ Wagner iſt abgetan.

Auf die Frage des Homunculus: „Was gibts zu tun?“ — weiſt Mephistopheles nach der Seitentür, hinter der Faust in tiefem Schlafe liegt. So wenig wie im Auerbachschen Keller und in der Hexentüche ſteht es Fausten ſelber an, Hexerei zu betreiben, der Hofuspokus bleibt Mephistopheles vorbehalten. Faust iſt daher während der Entſtehung des Homunculus abweſend, an dieſer nicht beteiligt. Homunculus iſt jedoch nicht dazu da, ihm aufzuſuchen, ihn „geſenen“ zu machen. „Hier zeige Deine Gabel“ weiſt ihn Mephistopheles an. Und die Phiolo mit dem Wundermännchen drin entſchlüpft den Händen Wagners und ſchwebt leuchtend über dem Haupte des Faufs.

Wie im erſten Teil des Gedichtes die „Geiſter“ des Mephistopheles Faust einſingen und mittels berückender Traumbilder

seine Sinne frisch wecken, so daß Mephistopheles den Geistern für das Konzert nicht genug danken kann, so bewirkt jetzt Homunculus, daß er die Zeugung der Helena, durch Zeus mit der Leda als Schwan, im Traume schaut, genau wie es Correggio so unvergleichlich gemalt hat, und versetzt ihn so, zunächst im Geiste, nach Griechenland, erfüllt von der Sehnsucht nach der Helena. Homunculus selbst erzählt das Traumgebild, so daß Mephistopheles ausruft:

Was Du nicht alles zu erzählen hast!
So klein Du bist, so groß bist Du Phantast.

Er selbst sieht nichts davon. „Das glaub' ich —“ meint Homunculus:

Du aus Norden,
im Nebelalter jung geworden,
im Wust von Rittertum und Pfäfferei,
wo wäre da dein Auge frei!
Im Düstern bist Du nur zu Hause. (Umherschauend.)
Verbräunt Gestein, bemodert, widrig,
spitzbösig, schnörkelhaft, niedrig! —
Erwacht nun dieser, gibt es neue Not,
er bleibt gleich auf der Stelle tot.
Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen,
das war sein ahnungsvoller Traum;
wie wollt' er sich hieher gewöhnen!

Und so dient Homunculus dazu, Faust aus den nordischen Nebellanden in das sonnenhelle Helas hinüber zu schaffen — spiegelt er ihm dieses zunächst im Traume vor, so wird er, da Faust, auf dem Zaubermantel des Mephistopheles gebettet, durch die Lüfte dahin befördert wird, voranleuchten. Dies vermag Mephistopheles, als nordischer Teufel und Hegenmeister, von sich aus nicht zu vollführen: wie soll der auf dem Blocksberg Beheimatete sich nach oder gar in Griechenland zurecht finden? Homunculus ist demnach auch dazu da, Mephistopheles selbst hinzubringen. Er bildet somit die Brücke hinüber zugleich in den ersten Teil der Dichtung zurück und aus dem „gotischen“ Norden in das südländische „klassische“ Hellas hinein.

Mephistopheles. Nun zum Peneios frisch hinab!

Herr Wetter (!) ist nicht zu verachten.

So ganz wohl ist Mephistopheles dabei nicht. Gegen uns, die Zuschauer, gerichtet, entringt sich ihm zum Schluß noch der Stoßseufzer:

Am Ende hängen wir doch ab
von Kreaturen, die wir machten.

Daß wir nicht im Zweifel darüber seien, daß es sich beim Homunculus um eine Kreatur des Mephistopheles handelt, daran lag Goethe so sehr, daß, wie er sich gelegentlich gegen Eckermann ausließ, er es nicht bei dieser Andeutung am Schluß hat bewegen lassen wollen, sondern durch nachträgliche Hinzufügung einiger der vorausgehenden Wendungen es noch deutlicher zum Ausdruck gebracht hat. Wenn Eckermann bemerkte, daß Mephistopheles sich derart dem Homunculus unterordne und so von seinem sonst so hohen Piedestal herabsteige, so konnte Goethe auch dies nur bestätigen. Obgleich Kreatur des Mephistopheles, insofern er bei seinem Entstehen beteiligt gewesen ist, ist Homunculus, wie dies abermals Goethe selbst betont hat, als ein selbständiger Dämon zu denken. Nicht anders, als ihn Paracelsus wollte: ein Missethater von unbegrenzter Macht, ein bloßes Geistesprodukt ohne Körperlichkeit und somit, wie Goethe ihn faßt und verwendet, reiner Geist, mit einem Wort: ein dichterisches Geistesspiel oder Fabelwesen.

Der arme Wagner, der rat- und hilflos abseitsstehend schweigend zugeschaut hat, fragt nur ängstlich: „Und ich?“ — „Eh nun“, entgegnet Homunculus, „Du bleibst zu Hause, Wichtiges zu tun. Entfalte Du die alten Pergamente — solch einen Lohn verdient ein solches Streben: Gold, Ehre, Ruhm, gesundes langes Leben und Wissenschaft und Tugend — auch vielleicht. Leb wohl!“ Kann der Armselige vernichtender abgefertigt werden?

Damit ist die Bedeutung des Homunculus, der Zweck, den Goethe mit ihm verfolgt, noch immer nicht erschöpft. Mit seiner wunderlichen Entstehung ist das Problem der Entstehung des Menschen, der Lebewesen überhaupt, die natürliche Schöpfungsgeschichte aufgegriffen. Homunculus selbst, der Körperlose in der Glasphiole, ist noch gar nicht wirklich entstanden, ist noch ohne sinnliches Dasein. Um dieses zu gewinnen, das „Tüpfchen auf das i“ zu entdecken, wie er selbst sich Wagner gegenüber ausdrückt, will er „ein Stückchen Welt“ durchwandern, an den Peneios, nach Griechenland. In der „klassischen Walpurgisnacht“ daselbst wird er, während Faust nach der Helena sucht, seinerseits nach „Entstehung“ lechzen. An ihn knüpft Goethe auch noch seine Kosmogonie.

Davon das nächste Mal.

Willibald Nagel / Richard Wagner und die Revolution 1849.

Ueber Wagners Anteil an der Mairevolution des Jahres 1849 sind begreiflicherweise immer noch falsche Anschauungen im Umlauf: der Meister selbst hat seine Stellungnahme nicht objektiv darstellen können oder auch wollen, und auch die großen Biographien, selbst die von Max Koch, haben das zur Verfügung stehende Material zu diesem einschneidenden Abschnitte in Wagners Leben nicht voll ausgenutzt. Unter diesen Umständen kommt eine vor kurzer Zeit erschienene Arbeit des Dresdener Staatsarchivars Dr. G. Hermann Müller über „Wagner in der Mairevolution 1849“ (Verlag von Oskar Laube in Dresden 1919) sehr gelegen, um die Tatsachen in gedrängtem Zusammenhange einem weiteren Leserkreise zu übermitteln und einige allgemeine Bemerkungen daran zu knüpfen.

Wagners Kapellmeisteramt in Dresden, die er mit heißer Hoffnung auf bessere Tage, als sie ihm in Paris vergönnt gewesen waren, begonnen hatte, war alles in allem ein Fehlschlag gewesen und umsonst hatte sich sein Können erwiesen, seinem Schaffen die deutsche Welt zu gewinnen: da schien ihm nur eine völlige Umwälzung der bestehenden Verhältnisse die Möglichkeit zu bieten, für sich und sein Wirken die Hände frei zu bekommen. Zunächst ist Wagner als Künstler, dem das auszusprechen, was er im flammenden Herzen trug, das wichtigste war, unter die Revolutionäre gegangen. All das, was die Zeit aufs tiefste erregte und was sich, in Wagners Sinn gesehen, auf die Formel: „Der Mensch und die bestehende Gesellschaft“ bringen läßt, pulste auf das lebhafteste in seinem Innern. Hier empfand Wagner einen klaffenden Widerspruch, den er in einem 1849 geschriebenen Aufsatz beleuchtet hat. Der Mensch kommt, wie Wagner ausführt, in der bestehenden Ordnung nicht zu seinem Rechte. Seine Bestimmung ist, durch immer höhere Bervollkommnung seiner Fähigkeiten zum Glücke zu gelangen, der Genuß dieses Glückes aber ist sein gutes Recht. Er hat die Verpflichtung, an die Gesellschaft die Anforderung zu stellen, ihn durch Bervollkommnung seiner geistigen, sittlichen und körperlichen Kräfte zu immer höherem und reinerem Glücke zu führen. Die Gesellschaft jedoch überläßt diese geistige Bervollkommnung des Menschen dem Zufall: dieser entscheidet, ob wir uns unserer Bestimmung nähern, ob wir unser Recht er-

langen, ob wir glücklich werden. Den Kampf des Menschen gegen die Gesellschaft nennt Wagner den heiligsten und erhabensten, der je gekämpft wurde: es ist der Kampf des Bewußtseins gegen den Zufall, des Geistes gegen die Geistlosigkeit, der Sittlichkeit gegen das Schlechte. Und dieser Kampf war die Revolution, die Wagner an einer anderen Stelle als erhabene Göttin gepriesen hat. Er war Zeit seines Lebens von einem gewaltigen Bildungsstriebe befeelt, der ihn die entlegensten Gebiete aufsuchen und auf seine Art, d. h. nicht immer als ein Forscher aus erster Hand bearbeiten ließ. Wenn er im Laufe der Jahre seine kulturelle Aufgabe dahin zusammenfaßte, er wolle eine neue Welt schaffen, so war das Ausdruck brennender Sehnsucht, die Summe seiner Lebenserfahrungen als Denker, Dichter, Musiker und sozial empfindender Mensch, in dem sich die Kulturströme des Jahrhunderts vereinigen, zusammenzufassen. Wagners Anschauungen haben ihren Ausgang zwar nicht erst in Dresden gewonnen, hier aber erfuhren sie ihre erste nachhaltige Vertiefung. Die Kunst stand ihm vor allem. Auf der Titelseite seiner dem Revolutionsjahre entstammenden Druckschrift „Die Kunst und die Revolution“ thronte das Motto: „Wo einst die Kunst schwebte, begann die Staatsweisheit und Philosophie; wo jetzt der Staatsweise und Philosoph zu Ende ist, da fängt wieder der Künstler an.“

Die Zeit war in zwei große politische Richtungen gespalten: die die Republik erstrebende demokratische Fortschrittspartei fand sich im „Vaterlandsverein“ zusammen. Diesem stand der monarchisch gesinnte „Deutscher Verein“ gegenüber. Durch seinen Freund Büchel wurde Wagner für jenen gewonnen. Waren sich die demokratischen Heißhorne über ihre letzten Ziele nichts weniger als klar, so machte Wagner davon nicht gerade eine Ausnahme. Aber den gordischen Knoten des alle beschäftigenden Fragenbündels glaubte er doch entwirren zu können. Nicht so wie Alexander den des Gordios selbst. Am 14. Juni 1848 hatte Wagner im „Dresdener Anzeiger“ anonym einen Aufsatz seiner Feder erscheinen lassen, dessen Quintessenz diese ist: das Wohl aller bedingt die Preisgabe auch der letzten Spur des Aristokratismus. Der Adel muß sich seiner Vorrechte als Feudalherr entäußern und muß seiner Ahnen vergessen, wie der

Bürger der Feinigen, deren Leiden mit blutiger Tinte im Archive der Geschichte verzeichnet stehen: dann erst werden wir Brüder einer Familie sein. Damit der Adel kein Bollwerk mehr gegen die Bürger bildet, muß die Erste Kammer fallen. Es gibt nur ein Volk, dem unbedingtes Stimm- und Wahlrecht gebührt und das eine allgemeine Volkswehr bildet, die keinen Standesunterschied mehr kennt. Der Grund unseres Elends ruht in unseren gesellschaftlichen Zuständen: es gilt zu entscheiden, ob der Mensch..., ob seine hohen geistigen, so wie seine so künstlerisch regsamten leiblichen... Kräfte von Gott bestimmt sein sollen, dem starresten, unregsamsten Produkt der Natur, dem bleichen Metall, in knechtischer Leibeigenschaft untertänig zu sein." Als Kampfmittel dachte sich Wagner eine gewisse Berggesellschaft der Menschen in wohlgegliederten Vereinigungen, die durch Austausch ihrer Tätigkeit sich gegenseitig bereichern und beglücken sollten. Die volle Erkenntnis des Satzes, daß die menschliche Gesellschaft durch die Tätigkeit ihrer Glieder, nicht aber durch die vermeintliche Tätigkeit des Geldes erhalten werde, müsse zur vollen Emanzipation der Menschheit und zur Erfüllung der reinen Christuslehre führen. Das alles hat mit den abgeschmackten und sinnlosen Forderungen des Kommunismus nichts zu tun, dieser „lächerlichen, mathematisch gleichen Verteilung des Gutes und Erwerbes". Schließlich kommt Wagner dazu, seine bekannte Forderung eines Sächsischen Freistaates mit einem Könige aus dem Hause Wettin an der Spitze aufzustellen: das Prinzip des Alleinherrschertums und des Konstitutionalismus schließen sich gegenseitig aus, jeder Fortschritt in diesem ist eine Demütigung für den Herrscher, weil er ein Misstrauensvotum gegen ihn bedeutet. „An der Spitze des Freistaates wird der erbliche König das sein, was er sein soll: der Erste des Volkes, der Freieste der Freien."

Was Wagner so darlegte, war der Traum eines romantischen Dichters, der Unmögliches zu verschmelzen suchte und mit den Menschen und ihrer Selbstsucht nicht rechnete, weil er sie noch nicht oder doch nur oberflächlich kannte. Dem widerspricht nicht, daß ihn neben dem Wünschen für sich selbst und sein Wirken doch eben die Masse oder vielmehr die Erkenntnis ihrer Leiden im Staatsleben der Zeit, das ein eng umrissener politisch-juristischer Begriff war und die volle Ruhgebarmachung aller Kräfte zum Wohl der Gesamtheit hinderte, zum Kampfe gegen den Feudalismus und das tote Kapital getrieben hat. Wir erkennen also auch in dieser Periode von Wagners Leben schon die scheinbar seltsame Vereinigung der beiden geistigen Triebfedern seines Wesens, aus denen sich das Meiste in seiner Erscheinung erklären läßt: seinen Egoismus und sein Eudien nach dem reinen, von herkömmlichen Anschauungen und Zufälligkeiten nicht beeinträchtigten Menschentum. Ein Eudien aus Mitleid mit denen, die im Staate durch den Staub vergilbter Aktenbündel, durch Willkür der Regierenden und konventionelles Voranschleichen des Staatswagens in ausgefahrenen Geleisen nicht zur vollen Auswirkung ihrer intellektuellen, moralischen und künstlerischen Kräfte gelangen konnten. Wie man sich zu Wagners Forderungen im einzelnen auch stellen möge: daß die hier niedergelegten Anschauungen in ihren Ausgangspunkten nicht unberechtigt waren, ist ebenso unbestreitbar, wie das andere, daß ihre Umsetzung in die Praxis wenigstens zum Teil ein Ding der Unmöglichkeit war. Die Zeit ist in ihrer Entwicklung über das hinweggeschritten, was an Wagners Plänen utopistische Nebelheimerei war.

Aber seine Beteiligung an den politischen Vorgängen beschränkte sich keineswegs auf theoretische Auseinandersetzungen. Sie war sogar eine im stärksten Sinne aktive. Schon damals lebte der Meister ja nur in Extremen. Eine Natur wie die seinige konnte sich einfach nicht auf eine platonische Teilnahme an den Vorgängen beschränken, konnte das um so weniger, als Wagner aus den politischen Wirren eine neue, künstlerische Welt entstehen zu sehen hoffte, in der er für sich selbst eine vorderste Stelle begehrte. Nicht um des Menschen, um seiner Werke willen.

Wagner hat einmal seinen damaligen Freund, den in Dresden ansässigen Russen Michael Bakunin, den anscheinenden „Oberfeuerwerker" des „Weltenbrandes" genannt. Er selbst war auch nicht mit einer untergeordneten Rolle zufrieden und ließ sich durchaus nicht nur zur Teilnahme schleppen. Bakunin hat ihm offenbar über das, was im politischen Leben bevorstand, in Zusammenkünften der Freunde in der sogenannten Menagerie unterrichtet und so zu aktiver Teilnahme begeistert, daß Wagner sich auch einmal den Bestellern von Handgranaten zugesellen mochte. Er hatte gesagt, nun durfte er vor den folgenden Buchstaben im Revolutionsalphabet nicht halt machen. So hat er ja seine Stellung auch in der „Mitteilung" an seine Freunde formuliert: entweder das völlig Neue oder beim Alten bleiben. Zunächst vertrat er seinen Freund Rödel in der Leitung der revolutionären „Volksblätter", als dieser eine Werbereise nach Prag unternommen hatte, kam jedoch durch das Eingehen der Zeitung nicht zu redaktioneller Arbeit. Allerlei Gerüchte von Fürstenmord und sonstigem politischem Spektakel schwirrten durch die Luft. Die Dresdener Kommunalgarde

entwickelte eine lebhaftige Tätigkeit für die Annahme der Verfassung durch die Regierung. Wagner war am 2. Juni 1848 Kommunalgardist geworden. Ein doppelter Leistenbruch aber hinderte ihn an körperlicher Teilnahme an den Übungen, und so nahm er bald wieder seinen Abschied. Müller nimmt an, Wagner habe durch diesen Schritt gefürchteten Schwierigkeiten aus dem Wege gehen wollen. Später gab es jedenfalls für ihn kein Halten mehr.

Die Entwicklung der Dinge vollzog sich rasch. Der König lehnte alle Forderungen der Republikaner ab, ehe die Verfassung nicht in Bayern und Preußen, gegen das in Sachsen ein scharfer Wind wehte, angenommen sei. Die Aufhebung der Kommunalgarde war das Signal zur Entfesselung des Bürgerkrieges. Wagner, von einer Sitzung des Vaterlandsvereines nach Hause gehend, sah das erste Blut fließen und geriet in furchtbare Erregung. Er eilte zu seinem Freunde Tischbein und suchte die Waffen des auch als Jäger bekannten Sängers für den „Vaterlandsverein" zu retten, um sie, wie er sagte, nicht in die Hände des Pöbels fallen zu lassen. Das war mehr als exzentrische Laune, wie Wagner es später selbst bezeichnet hat, war vielmehr die Absicht, seine Parteigänger nach Möglichkeit praktisch zu unterstützen. Auf der Straße stieg seine Erregung auf den Siedepunkt, er sah im Kampfe der Regierung gegen das Volk nur mehr noch Offenbarung von Gemeinheit und „begriff" nun, wie er sich ausdrückt, den Ruf „Zu den Barrikaden!" Vergebens suchte Frau Minna den Gatten zu beruhigen, der schließlich sogar einen Toppf wie Bakunin noch aufzuheben zu müssen glaubte, die Truppen der Regierung gegen die im Anmarsche befindlichen Preußen aufzuwiegen suchte, die dahin zielenden Plakate mit eigener Hand verbreitete, kurz alles tat, die Gärung im Volke aufs äußerste zu steigern. Aber die Entwicklung ging ihm zu langsam. Zuletzt machte er gar den Vorschlag, Prinzenpalais und Schloß mit Brennstoff zu belegen und dann anzuzünden. Ob Wagner diesen schrecklichen Plan selbst erfunden hat, ist nicht klar, auf jeden Fall hat er ihn öffentlich dargelegt.

In seinen Erinnerungen schrumpfen die Vorgänge jener Zeit zu einem harmlosen Schauspiele zur Unterhaltung zusammen. Ob Wagner wirklich damals vergessen hatte, daß der Häuserkampf in Dresden damals aufs heftigste tobte; daß er selbst als Beobachter auf dem Kreuzturm stand und Nachrichten über die Truppenbewegungen an die provisorische Regierung übermittelte; daß er auf seiner lustigen Höhe so in Anspruch genommen war, daß er sich von seiner Frau verproviantieren lassen mußte; daß er, als die Lage für die Aufständigen unhaltbar geworden war, den Rückzug ins Erzgebirge, wo neuer Zuversicht für den erhofften allgemeinen deutschen Volkskrieg erwartet werden sollte, als einen großartigen und bedeutenden Gedanken pries?

Mit allem dem war der volle Bruch mit der Vergangenheit für Wagner ausgesprochen. Die Lage spitzte sich für ihn noch mehr zu, als er, der die Aufständischen aus der Stadt hinausbegleitet hatte, noch einmal nach Dresden zurückkehrte und Zeuge neuer blutiger Vorgänge wurde. Er mußte Minna aus der Stadt fortschaffen und soll auf dem Wege in seine Wohnung eine Brandrede ans Volk gehalten haben. Auf der Flucht hat Wagner sich dann in Chemnitz als Emissär der Regierung gefühlt und benommen und ist schließlich abermals nach Dresden zurückgekehrt, um irgendwo der Volksache zu helfen. Sein persönlicher Mut also steht außer jedem Zweifel.

In dem traurigen Durcheinander der Revolutionslage fehlt es nicht an Augenblicken, die zur Bewertung des Künstlers und Menschen Wagner bedeutende Blicke bieten: er arbeitet in Gedanken auf der Straße und mitten in ihrem turbulentem Lärm an dem Plane für ein neues Drama „Achilleus" oder vertieft sich mit Dr. Berthold in philosophische Fragen und erörtert die antike und christliche Weltanschauung... Daneben stehen Szenen, die für den rückschauenden Blick unendlich komisch sind: auf dem Rathause schwast alles und nicht zuletzt Wagner in klassischem Sächsisch aufeinander ein. Nur die Ratssdiener in ihrer feierlichen Tracht bewahren von Amts wegen ihre stoische Haltung und freichen mit vollendeter Seelenruhe Butterbrote ohne Zahl, auf die sie eifrig Wurst- und Schinkencheiben verteilen. Und eine andere Szene: die provisorische Regierung ist auf der Flucht und sitzt zusammengesperrt auf einem Wagen: das Gespann fährt eine Straße entlang, in der die Bäume aus militärischen Gründen gefällt worden sind. Bei diesem Anblick zerflattern alle politischen Sorgen in nichts und die mitleidvolle Seele eines der Ex-Regierenden stößt den erschütternden Ruf aus: „Ach, die schönen Beeme!"

Die weiteren Einzelheiten der damaligen Vorgänge in Dresden wolle man bei Müller selbst nachlesen. Als Wagner das Scheitern der aufständischen Bewegung erfuhr, war zunächst sein Mut noch keineswegs gebrochen. Immer wieder sprudelte sein übervoller Mund den Ruf „Krieg" heraus. So sehr hatte er sich in einen förmlichen Paroxysmus, die Sache des Volkes unter allen Umständen durchzuführen, gesteigert.

Und dann kam ein plötzlicher Umschlag: völlig kalten Blutes bekennt er auf einmal dem Schwager in Chemnitz, die Revolution nur als „Neugieriger“ begleitet zu haben. War das ein erster Versuch, die beabsichtigte Rückkehr nach Dresden, wenn dort wieder geordnete Zustände herrschen würden, vorzubereiten? Es unterliegt in der Tat keinem Zweifel, daß Wagners Worte nüchternen Erwägung entsprangen und keinesfalls einem nervösen Zusammenbrüche zugeschrieben werden dürfen. Der Fortgang der politischen Ereignisse belehrte ihn aber bald, daß seine Rolle in Dresden ausgespielt war. Es ist bekannt, daß Wagner auf das Drängen der Seinigen hin nach Altenburg und zu Viszt nach Weimar floh, von wo er mit einem falschen Pässe ins Ausland entkam. Ein Steckbrief lief hinter ihm her.

Die Lust, sich in politische Katastrophen zu stürzen, war ihm vergangen: „Wehe dem, der in größartigstem Sinne handelte und für seine Handlungen von — Polizei beurteilt wird.“ Der Künstler in Wagner, der eine Zeitlang vor dem Politiker und Menschen hatte das Feld räumen müssen, fand sich ganz in ihm wieder. Psychologisch ist es bei einem Manne von Wagners überstarker Impulsivität durchaus begreiflich, daß, je mehr er sich der errungenen Freiheit und ihrer Folgen für sein Schaffen bewußt wurde, die Vergangenheit allmählich ein ganz anderes Gesicht für ihn annahm. Was auch ihn gebändigt hatte, häßliche und selbst gemeine Begleitererscheinungen im sozialen

Kampfe, das lag jetzt hinter ihm, eine Durchgangssphase seiner Entwicklung, aus der er sich in seine künstlerischen Aufgaben gerettet hatte. Auf seine Weise, von seiner Kanzel, dem Theater aus, zu seinem Volke zu sprechen und seinen künstlerischen Taten vorbereitende und begleitende theoretische Abhandlungen beizugeben, das wurde nun ganz Ziel und Zweck seines Lebens. Er wollte sich der dem Sturmgefühle nicht ganz abgeklärten Gedanken entsprungenen politischen Entgleisung nicht mehr erinnern, suggerierte sich wohl auch selbst eine gewisse Harmlosigkeit seines politischen Wirkens und glaubte zuletzt an sie. Der Künstler muß mit eigenem Maße gemessen werden, und Wagner ganz besonders. So erklärt es sich unschwer, daß er bei einer Begegnung dem Minister von Beust gegenüber seine revolutionäre Betätigung lächelnd als unbesonnenes Benehmen bezeichnen konnte, ohne daß er als Vagner gebrandmarkt werden darf. Er war nicht der Mann, Erscheinungen im Weltgeschehen oder im künstlerischen Leben unvoreingenommen zu wägen. Trotz aller scheinbaren Sachlichkeit nicht, mit der er an die verschiedensten Fragen herantrat. Im Grunde genommen war Wagner stets Parteimann, und er bildete immer eine Partei für sich, der, wer sich ihm anschloß, blindlings zu folgen hatte, wenn er nicht bei Wagner ausgespielt haben wollte. Ungeachtet einiger aufscheinenden Ausnahmen darf man den Satz ruhig in dieser Form aussprechen.

Franz Hirtle / Kinder und Mundart.

Im Krieg hat es mancher erfahren, dem es vorher nicht bewußt geworden war: die Mundart ist ein Stück unserer Heimat. Es geschah oft draußen im Felde, daß Einer, der zwischen Kameraden aus anderen deutschen Gauen steckte, plötzlich einmal irgend wo den Klang seiner Heimatssprache hörte. Da war ihm zumut, als ob aus Verwüstung und Elend das holde Bild der Heimat aufgetaucht wäre mit dem lieben alten Kirchturm und den zwei Lindensäulen davor, um die er als Kind gespielt hatte — —. Die Klänge, die solchen Zauber ausüben können, müssen ihm allezeit teuer und wertvoll sein.

Das stärkste Band, das uns Deutsche zusammenhält, ist die Sprache. In ihr verkündet sich das Tiefste und Beste des deutschen Wesens, sein Geist und seine Tugenden. Ihr Tonfall und ihr Rhythmus enthalten Werte wie die der Musik: sie sprechen unmittelbar zum Gemüt. Ein besonderes Glück ist den Klängen deutscher Zunge dadurch beschieden, daß sie von Gau zu Gau, ja von Ort, verschieden sind. Die Volkssprache haftet fest am Heimatboden. Durch alles Kommen und Gehen der Geschlechter hindurch und über alle Schicksale, inneren und äußeren Wandlungen der Bewohner hinweg, bleibt sie ein unverlierbarer Besitz des Volkes, gleich den uralten rauschenden Wäldern der Heimat. Wohl zerstören Naturgewalten oder Menschenpläne manchmal Teile des alten Baumparadieses: das sind die Störungen, die durch den Krieg oder andere Völkerbewegungen vorübergehend die Mundart bedrohen — auch heute verspüren wir sie —; wohl dringen in der Nähe der großen Städte fremde Gewächse in den Bestand der Wälder wie der Sprache: der alte schöne freie Wald, der seine Lebenskraft aus dem unverdorbenen Heimatboden saugt und die gleich ihm wachsende Mundart, haben ihr Bestehen und ihren unverlierbaren Naturreiz.

Solche Wertung der heimatischen Mundart müßte viel mehr in unserem Volksleben Geltung haben. Wohl wissen es alle Gebildeten, die sich ein wenig mit dem Wesen und Leben unserer deutschen Sprache beschäftigt haben, daß die Mundart älter und daher ehrwürdiger ist als die Schriftsprache, und daß die Volkssprache der Born ist, aus dem das Deutsch unserer Bücher immer wieder neues Leben schöpft. Aber leider begegnet uns immer wieder die törichte Ansicht, als sei die Mundart ein verdorbenes Schriftdeutsch und als sei sie unheimlich, grobgefügt, tölpisch, und man spricht ein wenig verächtlich vom „Bauerndeutsch“.

Ja es gibt Eltern, die so sehr von diesem Irrtum befangen sind, daß sie bei ihren Kindern keinen Dialekt dulden und sorgfältig alle etwa von außerhalb des Hauses mitgebrachten mundartlichen

Worte und Wendungen bei ihren Kindern auszurotten suchen. Sie sehen es als ein Ziel der häuslichen Erziehung an, daß ihre Kinder in einem sauberen Schriftdeutsch reden. Das sind vielfach die Eltern, deren Kinder stets in sauberen feinen Kleidern einhergehen, die aber um der schönen Gewänder willen nie im Sande spielen, einen Baum erklettern oder in den Rasen sich legen dürfen. In beiden Fällen werden die jungen Menschen sorgfältig von der Natur zurückgehalten, die doch der Jugend größtes Glück ist. Die Besorgnis, daß unsere Kinder die Kunst- und Kultursprache, das Schriftdeutsch, nicht erlernen würden, ist angehts unserer Schulen lächerlich. Also müßte gerade da, wo man den Kindern einen solchen Bildungsgang zuteil werden läßt, daß sie neben der völligen Beherrschung der deutschen Schriftsprache noch verschiedene tote und lebende Fremdsprachen erlernen, ihnen auch das Glück ihrer Heimatssprache zuteil werden lassen. Denn es ist ein Glück, wenn die Jugend aufwächst in alter, edler und gesunder Volkstümlichkeit der Mundart. Welche tiefen, oft unwägbareren Gemütswerte liegen in den bald treuherzigen, bald derbkräftigen Worten der Volkssprache, welche Anschaulichkeit und Weisheit in vielen Sprachwendungen und Sprichwörtern des Volks! Und die Eigenarten des Landes und seiner Leute, wo finden sie bezeichnendere Sprachgestalt als in den heimatischen Ausdrücken und Namen! So ist gerade die Mundart eines der stärksten Mittel, in der Jugend das Heimatgefühl festzuwurzeln zu lassen. Ein unverlierbarer Schatz von wertvollsten, innerlichsten Heimatbeziehungen geben wir den Kindern, indem wir sie teilnehmen lassen an der gewachsenen Natursprache.

Freilich darf diese Teilnahme der Kinder an den heimatischen Sprachklängen nicht nur auf einer Duldsamkeit der Eltern gegenüber den Einflüssen von außerhalb des Hauses beruhen, sondern gerade der Kreis der Familie sollte der Ort sein, wo die Kinder die Mundart vorfinden als einen besonderen heimeligen Klang. Nicht anders als im Sinne der Mundart müssen wir Schenkendorfs schönes Lied von der Muttersprache verstehen. Nun ist es infolge der verschiedensten Umstände oft nicht möglich, daß die Erwachsenen überall und zu jeder Zeit vor ihren Kindern die Mundart sprechen. Aber es ist ja nur nötig, daß die Mundart da ist, im Hause gehalten wird wie eine alte gute Laute aus Urgroßvaters Zeiten, auf der man zuzeiten eine feine Hausmusik macht. So mag bei vielen Gelegenheiten — ich denke an sommerliche Ausflüge oder an trauliche Winterabende — die Mundart zu ihrem Recht kommen. Den Kindern wird es ein glückliches Plaudern sein, und die Großen werden erst recht ihre Freude haben an den köstlichen Naturlauten aus den holden Kinderknäbeln. Denn

im Munde der Kinder hat der Dialekt seinen feinsten Reiz; das mögen diejenigen bestätigen, die auf der Reise durch die deutschen Gauen auch ein wenig in das Volk hineinhorchen. Nirgends tönt die Heimatsprache so naturecht, wie wenn sie von Kindern gesprochen wird.

Nein, sie darf nicht länger mehr nur als ein drolliges oder belachenswertes Sprachkraut angesehen werden, das nur gut dazu ist, um im Munde einer Possenfigur die Großstadtmenschen zu belustigen oder in flachen Scherzgedichten einen billigen Witzeerfolg zu erzielen. Die Mundart, deren sich die größten Geister

(Goethe, Bismarck, Vischer) nicht schämen, muß als hoher Kulturwert anerkannt werden. Diese Wertung soll begründet sein weniger auf der philologischen Erkenntnis, daß die Dialekte älter und interessanter sind als die Schriftsprache, sondern auf ihrer Bedeutung als Träger des Volksgeistes und als ewig frischer Quell, aus dem wir schöpfen müssen, um nicht zu verarmen. Gerade aber in den jetzigen Zeiten, wo um deutsches Wesen ein schwerer Kampf ausgefochten werden muß, ist es nötig, daß wir die Wurzeln der deutschen Art erkennen. Die stärkste ist der Heimaßinn. Ihn zu hüten, zu pflegen und treu der Jugend zu überliefern bleibt eine unserer ersten Pflichten.

Josef August Beringer / Zur Reform des Schenkens.

Der bekannte silberne Patentlöffel zur Taufe ist dahin; er ist an der Silbervaluta gestorben in dem Augenblick, da das Preisfieber auf 200 Mark und mehr stieg. Auch das in schwarzes Leder gebundene Gesang- oder Gebetbuch zur Konfirmation oder zur Erstkommunion ist erledigt. Diese Geschenkform ist unglücklicherweise durch Rationierung des Leders und infolge Papiernapppheit eingegangen, nachdem der Preis für ein solches Stück zwischen 30 und 50 Mark lag. Selbst die Verlobungskarten sind fast ein Ehehindernis geworden, nachdem 100 Stück einfachster, ja dürftigster Art auf 100 bis 150 Mark zu stehen kommen, von den Kosten sonstiger Ausstattung ganz abgesehen. Vasen, Tischgeräte, Sofafissen und andere Einrichtungsgegenstände, wie sie sonst gerne zu Verlobungen und Hochzeiten geschenkt wurden, gehören fast nur noch ins Land der Träume. In der Tat, unsere harte Zeit hat die bislang üblichen zarten Regungen künstlerischer und bürgerlicher Kultur wenn nicht beseitigt, so doch fast unmöglich gemacht. Wir laufen Gefahr, nicht bloß wirtschaftlich, sondern auch kulturell zu verarmen, weil die ins Phantastische steigenden Zahlenwerte für unsere Lebens- und Kulturbedürfnisse die Pflege einer allgemeinen persönlichen Kultur und ihrer gesellschaftlichen Formen außerordentlich erschweren. Die geldlichen Belastungsproben für die einfachsten Freundes- oder Verwandtschaftsgeschenke führen zum Zusammenbruch, wenn es nicht gelingt, diesen eine Form und eine Preisnotierung zu geben, die auch für die am meisten gefährdeten bürgerlichen Geldverhältnisse zugänglich sind. Schieber mit ihren unkontrollierbaren Ausschreitungen und die Ministergehälter beziehenden Werkleute mit ihren „unbegrenzten Möglichkeiten“ kommen ohnehin hier nicht in Betracht.

Was soll man nun als Ersatz für die Kulturgeschenke nehmen, wenn man nicht gleich auf die Naturgaben zurückgreifen will, wo zwar das Duzend Eier auch schon zwischen 20 und 30 Mark und die Flasche leichten Weines 10 bis 20 Mark kostet? Und solche Naturalia mögen zwar in der Jetztzeit recht angenehm und willkommenen Gaben sein, sind aber doch noch kein Gesellschafts-, Kultur- und kein Persönlichkeitsdokument, das ein Lebensereignis, einen Zeitpunkt, eine Persönlichkeit bewertet, ihnen Sinn und Dauer gibt. Das Leben einer solchen Zeit müßte leer werden und in Kälte erstarren, wenn sich nicht ein Ersatz fände, der dem Augenblick Weihe, der Herzensregung oder auch der guten Laune Adel und Würde gibt, der auch dann noch die Erinnerung heiligt, wenn der tödende Schritt der Zeit die Spuren der Hochstimmung zertreten hat.

Da ist denn nur die Kunst unsere Retterin: Sie hat den Ersatz einer kulturwürdigen Gabe innerhalb mäßiger Preise geschaffen und dem Geschenk den hohen Sinn und die Schönheit bewahrt. In der liebenswürdigen Form der Kleinkunst, in der Medaille und der Plakette, ist der künstlerisch wertvolle „Ersatz“ für Freundschaftsgeschenke gefunden. Hier wird ein noch jungfräulich frischer, reiner und unerschöpfter Boden betreten, den zu pflegen und zu beackern nicht genug empfohlen werden kann.

Wohl hat auch die Gebrauchsgraphik im Exlibris (Bucheigenerzeichen), in der künstlerischen Besuchskarte, in der Geburts-, Verlobungs- und Vermählungsanzeige u. s. f. schon reizende Persönlichkeitskulturwerte geschaffen. Die Gefahr, leer und formelhaft nichtsagend zu werden, liegt aber hier außerordentlich nahe, wie die geschriebene, gedruckte und lithographierte Besuchskarte und die Verlobungsanzeige mit ihrer feelenlosen Leere erschreckend beweisen. Da ist die künstlerisch durchgebildete Plakette oder die schön geprägte Medaille, deren Formgebung zu dem Lebensereignis, zu dem sie gestiftet wird, durch eine symbolische Ausgestaltung feinsinnig Bezug hat, das Rechte. Durch eine entsprechende gravierte Widmung kann sie ganz ins Persönliche von Geber und Empfänger hinübergeführt werden.*

Unsere Zeit liebt und pflegt das innerliche Leben nicht. Umso mehr ist es Pflicht, seiner Veräußerlichung und damit Verelendung entgegenzuwirken und die Lebensführung auch für die Nachfahren sinnvoll zu gestalten. In der Kunst sind die Mittel und Wege dazu gegeben, seit die sakramentale Weihe kirchlicher Akte nicht mehr allgemein ansprechen und die staatlichen Formen geschäftsmäßig leer geworden sind.

Da ist es denn eine schöne und vornehme Sache, wenn der Pate oder ein Elternteil oder ein Verwandter zur Geburt oder Taufe dem jungen Erdenbürger die Geburts- oder Taufmedaille zur Erinnerung für spätere Zeit in die Wiege legt, oder wenn ein Familienglied dem Konfirmanden oder dem Erstkommunikanten eine Medaille oder eine Plakette mit eingravierten Daten und Widmung schenkt, oder auch wenn Freunde dem Paar zur grünen, silbernen oder goldenen Hochzeit statt des jetzt unerschwinglichen Angebindes in Edelmetall (Besteck, Service, Weinkühler u. s. f.) oder des unbezahlbaren Sorgenstuhles ein Dokument der Liebe und Verehrung überreichen: eine edel geformte Plakette mit Widmung und Datum. Der alte „Patentpfennig“, das heute seinem Wert nach nichts mehr bedeutende Geldstück, das zurzeit obendrein nur durch einen Papierwisch ersetzt ist, käme in einer Kunstprägung wieder zu Ehren. Eine solche Medaille in Bronze kommt auf 25 bis 30 Mark, eine künstlerisch vollendet durchgearbeitete Plakette auf 50 bis 100 Mark zu stehen, Preise, die weit unter den jetzt üblichen Geschenkerten bleiben und diese an künstlerischen und kulturellen Werten weit übertreffen.

Ein folgerichtiger Ausbau solcher Familiendokumente (Geburts-, Taufe-, Konfirmations- und Eheflehlungsbronze) würde an sich ein wertvoller Schatz und ein Fundament für die Pflege von Familiengefühlen sein, köstlicher und intimer, als mancher sich abnützende Gebrauchsgegenstand. Er würde auch im höchsten Maße die Ehrfurcht und das Zusammengehörigkeitsgefühl mit den Vorfahren bei den Nachkommen stärken, denn in diesen Familienplaketten und -Medaillen ist das unzerstörbare Bronzedenkmal für die Familie geschaffen.

*) Von der Hofkunstbräueanstalt W. S. Mayer, Pforzheim, die sich durch zahlreiche Medaillen und Plaketten einen guten Namen gemacht hat, sind solche Kunstprägungen geschaffen worden.

Oskar Eisenmann / Vor dem Altar des Matthias Grünewald
zu Colmar.

Wie soll ich, Grünewald, dich würdig preisen,
Zu dem sich unsrer Zeit Bewunderung drängt,
Auf den begeistert beste Deuter weisen,
Weil du des Kunstzwangs Fesseln einft gesprengt,
Als Stift und Pinsel noch in strengen Gleisen
Sich mühten, von Befangenheit beengt,
Jahrhunderte vorschauend du, ein Seher,
Rein flüchtiger Neuerer, doch ein Bestcher.

Ein Genius, im Schimmerlicht geboren,
Mit Flügeln, blumenfarbig anzuschau'n,
Er wurde dir zum Führer auserkoren,
Dem du dich willig durfstest anvertrau'n.
Nicht in der Alltagsstadt, nein, vor den Toren
Rief er nach deinem Sinne dich erbau'n
Ein stilles Heim, und wo wir dich gefunden,
Wirst du dein eigner Herr zu allen Stunden.

Als wie in Regenbogens Schein getaucht
Aufleuchten die Gebilde deiner Hand,
Die nie ein Anderer gekannt, gebraucht
Und die dir doch nicht lieb ein fremdes Land —
Du bist im Reich der Maler hocherlaucht
Ein Herrscher voll Verstand und Unverstand,
Ein Schenker bist du mit Verschwenderhänden,
Uns überwältigend mit hohen Spenden.

Entströmend deiner Meisterhand die Farbe,
Wie Keimens Urkraft hoch im Saalfeld schwillt,
Schließt sie zusammen sich von selbst zur Garbe,
Boll goldgereister Körner, safterfüllt,
Daß der Verwöhnteste bei dir nicht darbe
Und daß der Hungrigste selbst wird gestillt —
Doch wenn uns deine Zauberkunst berückte,
Was ist es denn, das uns so gar entzückte?

Boll reichster Phantasie und schärfstem Blicke
Für alle Dinge erd- und himmelwärts,
Erklärst du dich im eigenen Geschehe,
Wühlst unsre Seele auf zu freudigem Schmerz,
Erfahren du im Unglück wie im Glück,
Aufstützend jede Faser bis ins Herz,
Als liebtest du's, an Qualen dich zu weiden
Und magst doch auch in Sonnenschein dich kleiden.

Wenn du die Magd, die reinste, machst erzittern,
Da Gabriel ihr jenen Gruß bestellt,
Der sie in tiefster Brust ja muß erschüttern,
Weil sie sich solcher Wahl nicht würdig hält
Und wohl schon ahnt den Leidenskelch, den bittern,
Da sind's Gestalten einer höhern Welt —
Wir sehen sie mit innerem Erbeben
Und glauben doch, sie selber zu erleben.

Des Jesuskinds Mutter sitzt im Garten,
Ganz irdisch um den hohen Gast bemüht,
Mit Wieg' und Windel traulich sein zu warten,
Derweil vor ihr ein Kirchlein ist erblüht,
Darin um ihre Königin sich scharten
Der Engel Chöre farbenschnelzumglüht —
Die Gottesbraut hier vor sich selber knieet,
Da sie als Erdenmagd den Christ erziehet.

Die Zeichnung lebt, die Formen sind im Flusse,
Du schöpfst — und Wunderbares quillt herauf
Dem seelisch Schauenden zum Mitgenusse,
Der dir in deines Eigenwesens Lauf,
In deines inneren Gesichts Ergüsse
Zu schwindelnd kühnen Höhen folgt hinauf —
In jubelnden Akkorden steigt rauschend
Der Himmel nieder, seiner Erde lauschend.

Nun du ans Kreuz den Welterlöser hängest,
Marien und Johannes stellst dazu
Und auch die Büßerin mit Schmerz bedrängest,
Den keiner noch geschildert so wie du —
Wer ist's, den du zu Mitleid dann nicht zwängest
Und nicht ihm nähmest seines Herzens Ruh?
Du bist ein Seelenkündiger in Tiefen,
Die unerweckt vor dir im Busen schliefen.

Da er im Tod die Augen hat geschlossen
Der Menschensohn, dem Erd'schen Zoll gezahlt,
Hat sich der Seinen Schar um ihn ergossen,
In deren Aug' sich tiefe Trauer malt.
Aus inniger Lieb' ist innig Leid entsprossen,
Die Trän' auf ihrer Wange förmlich prahl —
Dem Kreuze haben sie ihn zwar entwunden,
Doch Trost in ihrer Trübsal nicht gefunden.

Ihr trauert menschlich, doch dort oben mündet,
Den ihr als staubgeboren hier beweint,
Und der, nachdem im Limbus er entzündet
Das alte Testament, euch wach erscheint,
In Lichtgestalt, Gott Sohn, und euch verkündet,
Daß er dem Leben wiederum vereint,
Daß er entbunden ward den Grabeswehen
Und neu geboren zu des Himmels Höhen.

Ein ander' Bild, von Lebenskraft durchdrungen,
Es stellt uns Männer, wert dem Kloster, dar,
Zugleich der Wahrheit und der Sag' entsprungen,
Zu I s e n h e i m ein hochverehrtes Paar.
Wie hast du, edler Meister, sie bezwungen,
Gehoben aus der Heiligen treuer Schar —
Sie teilen ihres Heilands Leid und Sorgen
Und sind in seinem Schutze doch geborgen.

Wenn Paulus mit Antonius im Bunde
Die Einsamkeit zum Heiligtum erhebt
Und christlich' Zwiegespräch von Mund zu Munde
Sich traut ergießt, das jeder miterlebt,
So fühlen wir die Andacht solcher Stunde,
Da Gottes Geist in tiefster Stille webt,
Und freuen uns der würdigen Eremiten,
Die nicht um Brot nur, nein um Geist auch bitten.

Doch seht, wie dort Antonius in Lüften,
Sich der Dämonen kaum erwehren mag!
Sie zerren, ach! an Gliedern, Kopf und Hüften
Und peinigen ihn mit ausgesuchter Plag'.
Entstiegen ihren dunklen Sündengrüften
Versuchen sie am sonnenhellen Tag
Zu fällen diesen gottergeb'nen Streiter,
Doch Engel nahen auf der Himmelsleiter.

Schon ragt er, mit Sebastian gepaaret,
Als Standbild hoheitsvoll und ernst empor,
Indes ein blühend Leben scheint gewahrt
Den beiden Helden. Höll' und Himmelschor
Mit Hohn und Kron' sich hinter ihnen scharet,
Doch nimmt sie weder wahr ihr Aug noch Ohr —
Du hast sie, G r ü n e w a l d, als Erdenföhne
So ganz erfüllt mit deiner eig'nen Schöne.

Wo And're ängstlich auß'rer Wahrheit frohnen,
Hat, was kein irdisch' Auge je geschaut,
Dein Dämon uns geschildert in Visionen,
Vor denen unsrer Seele schier gar graut.
Doch die dir folgen, weist du zu belohnen,
Du offenbarst dich und wir sind erbaut,
Denn was ein großer Künstler mag bereiten,
Das bleibt in hohen Ehren alle Zeiten.

Auguste Supper / Die Blautanne, Skizze.

Markus Kübler war ein Säuser, da gabs nichts zu leugnen. Sein Weib lag unter der Erde, seine Söhne lebten drüben über dem großen Wasser, und wenn man ehrlich sein wollte, mußte man sagen, daß Markus alle drei, das Weib und die zwei Buben, vertrieben hatte durch sein böses Laster.

Nun stand das Haus leer und verlottert. In der Werkstatt rosteten die Eisen am Hobel, und die Spinnen trieben ihr Wesen, wo man hinsah. Die Armut kehrte ein in dem einst wohlbestellten Anwesen, der Garten, der an den Kirchhof stieß, war verwildert und trug nichts als die paar Rettiche, die der Schreiner sich pflanzte, und etliche Büsche entarteter Rosen, die noch von dem Weib herstammten, das drüben über der niederen Mauer unter einer breiten Blautanne lag. Von Markus Küblers Stubenfenster aus sah man diese Blautanne. Aus einem winzigen Bäumchen, das die Pfarrerin der wackeren Toten aufs Grab gepflanzt hatte, war es in wenigen Jahren so stattlich daher gewachsen, daß es jedem in die Augen fiel, der einen Blick auf den sonnigen Kirchhof warf. Und die vom Dorf sagten, wie es mit dem Baum der Schreinerin vorwärts gehe, so gehe es rückwärts mit dem Schreiner. Manche Kanne voll Wasser schütteten die Nachbarn auf das Grab und an die Tanne, damit ihr Wachstum Schritt halten könne mit Markus Küblers bösem Herunterkommen.

Es gibt Sommer, in denen die Blautannen wachsen, wie der Narr im Zwiebelbeet. Es sind meistens die trockenen, sonnreichen, in denen auch ein guter Durst gedeiht. In solch einem Sommer war's, als der Schreiner über den kahlen Kopf, einen abgehölzten Hügel hinter dem Dorf, einem fernen Wald zuschritt, um dort einer Holzversteigerung beizuwohnen. Er tat das weniger, weil er das Holz benötigte, als aus alter Gewohnheit und weil es hinderein eine Gelegenheit gab, ins Wirthaus zu kommen. Er schritt langsam aus, denn der Tag war heiß und der sandige Weg steil und schattenlos. Die großen Waldweiden schleppten ihre gewaltigen Lasten zu einem fernen Bau, und Eidechsen huschten lautlos über die warmen Felskrümmen am Wegsaum. Die dicken schwarzen Köpfe der Grillen schauten aus den Löchern und verschwanden vor dem Wandernden, um hinter ihm her ihr eintöniges Sommerliedchen wieder aufzunehmen.

Es wäre schön gewesen, dieses huschende und krabbelnde Leben; aber der Schreiner achtete nicht darauf. An den Holzverkauf dachte er und dabei stiegen ihm Erinnerungen an frühere Holzverkäufe auf. Damals war er mit klingenden Talern im Beutel in den Wald gewandert und hatte auf die dicksten Eichen, die schönsten Buchen die Hand gelegt: Der Stamm muß mein sein!

Auch jener Tag fiel ihm ein, da sein Weib hinter ihm herlief — damals war sie noch jung, sauber und lachend — und ihm mit einem Glanz in den Augen und Glut auf den Wangen leise sagte: „Du, Markus, kauf' auch ein Stämmlein, das eine Wiege gib!“

Er blieb stehen und lachte selbstvergessen. Ja, damals hatte er gut eingekauft! Alle, die dabei waren, hatten nur so aufgeschaut, wie der Markus Kübler bot und bezahlte!

Er fuhr in die Tasche, als wolle er in jenen lang dahingeschwundenen Talern klumpern. Heute war's leer da drinnen, bedenklich leer und still. Der heiße Wind strich über den Hügel und trug den Harzgeruch geschlagenen Holzes und den scharfen, sommerlichen Duft des Ruprechtskrautes mit sich. Der Schreiner zog die Kappe und wischte sich den Schweiß von der kahlen Stirne. Warum war er eigentlich da heraufgestiegen? Ohne Geld im Beutel konnte man doch kein Holz steigern! Ein Neger, ein Troß, ein quälender Durst war in ihm und immer dieses Erinnern, dieses Rückwärtsleben, wie wenn an den Dingen von einst ein Bleigewicht hänge, das einen den Lebensberg wieder hinunterzog.

Markus Kübler setzte sich ins Heidekraut am Weg und streckte die Füße von sich. Lang starrte er auf seine schlechten, staubigen Stiefel; dann war da ein Tag im Winter, als auch drüben im Schattenwald Holz versteigert wurde. Es schneite, daß man nicht über den Weg sah; aber aus dem Tal herauf hallten trotzdem die Schüsse einer Treibjagd. Herren aus der Stadt knallten da zusammen, was in dem mageren Revier war.

Und auf einmal sah Markus Kübler Blut im Schnee und dann einen wundgeschossenen Hasen, der mitten im Weg hilflos und klaglos lag und dem daherschreitenden Schreiner entgegen sah.

In dem zuckte es auf, daß da ein guter Sonntagsbraten liege, den man nur aufheben und heimtragen dürfe. Aber wie er sich niederbückte zu dem Tier, da erschraf er vor den weit offenen Augen. Unheimliche Augen waren das, verhezte Augen. Schwarz waren sie und doch feurig, wie von Glas und doch ganz lebendig. Markus Kübler getraute sich auf einmal nicht, wie er gewollt hatte, den Hasen an den Biffeln zu fassen; dafür aber zwang ihn etwas, das wunde Tier sorglich aus dem Schnee aufzunehmen und heimzutragen. Daheim waren die Buben, der zwölfjährige Karl und der zehnjährige Gustav. Die betteten den kranken Hasen in Hen. — — Gustav, wo bist du denn, du Büble mit dem schlüssigen Haar? und du Karl, du blasser, schwarzhäariger —? Es schneit, es schneit, man sieht den Gustav nicht und nicht den Karl, nur der Hase glöht mit seinen großen Augen aus dem weißen Schnee. —

Der Schreiner hob den Kopf. Ihm träumte wohl da auf dem heißen Weg! Nechzend stand er auf und schritt vorwärts. Die Luft flimmerte über der Blöße, aus der noch die Stümpfe gefällter Bäume ragten. Da und dort leuchteten die Gloden des roten Fingerhutes.

Der Säuser mußte sich besinnen, wie er da her kam. Holz kaufen? — Dort, der breite, zermürbte Stumpf, um den die Erdbeeren wuchsen — — wie sonderbar! Gab es denn Baumgespenster? Die alte hohe Buche, die man hier gefällt hatte, als das Dorf ein Pfarrhaus brauchte, sie stand wieder da und rauschte im Wind. Ja, sie war's, da blieb kein Zweifel; denn alle die Namen mit den eingeschnittenen Herzen waren noch darauf zu sehen, die Namen der Burschen und ihrer Mädchen, darunter auch ein M. K. und H. S. — Hanna Schmid hatte sie geheißt dazumal, — Hanna Schmid. — Als sie sein Weib war, hatte er sie Hanne genannt.

Er stierte in die flimmernde Luft, wo ihm die alte Buche rauschte. Warum denn Hanne? Warum nicht Hanna? Warum hatte er ihr den grauen Kittel angezogen, da doch ihr Name war wie ein schönes, glänzendes Kleid von strahlender Farbe? — Wo war sie denn nur, die Hanne? —

Ei ja, die Blautanne, die war sehr gewachsen heuer, breit war sie geworden, sehr breit. So breit, daß sie den ganzen Kirchhof füllte. Die gehörte jetzt gefällt und verfeigert! Er würde sie steigern, er! „Der Stamm muß mein sein!“ Hei, jetzt klumperten auf einmal wieder Taler in seiner Tasche. Er lachte laut. Zu was brauchte er denn Taler, wenn die Tanne doch sein war! Die Tanne und die Hanne! — Er kaskte den Reim, er hörte den Gleichklang, er fing an zu singen: Die Tanne, die Hanne. —

Schöne Balken für das neue Pfarrhaus würde die Tanne geben. Nein doch! Das Pfarrhaus war ja gebaut. Da wohnte die Pfarrerin drin, die der Hanne die Tanne — die Hanne, die Tanne — er sang wieder vor sich hin und lachte; dann fiel ihm etwas Ernsthaftes ein. Was war's nur? Ei ja: er mußte einen Sarg machen aus der Blautanne, einen Sarg. Für wen war er denn, der Sarg? D, er wußte es; aber er wollte es nicht wissen. Nein, nein, das wollte er nicht wissen! Die Bretter waren auch alle zu klein.

Was sollte er denn machen mit den elenden Brettlein? Ach, er wußte es; er wußte, daß sie wachsen, daß sie gerade groß genug werden würden; aber er wollte es nicht wissen! Er rang mit dem, was er wußte und doch nicht wissen wollte. Und dann lachte er grimmig auf. Ja, für den Hasen, für den Hasen mit den verhezten Augen würde er ein Sörglein aus den Brettern machen! Für den waren sie groß genug, da stimmte alles.

„Nein“, rief der Gustav, „nein“, rief der Karl, „nichts stimmt! Der Hase ist unser! Mach du deinen Sarg, deinen Sarg, deinen Sarg! Du hast die Mutter unter den Boden gebracht. Geh zu ihr! Zieh ihr den grauen Kittel aus und gib ihr das schöne, leuchtende Kleid, das ihr gehört! Hanna, Hannal Wie sie strahlt, wie sie flimmert!“

Auf des Hügel's Schattelhöhe stand der Säuser, der Sonnenbrand umloderte ihn, die Luft glühte über der Blöße. Da taumelte er, taumelte und fiel.

An einem Sonnentag, hieß es, sei der Schreiner erkrankt. Wer es hörte, der nickte.

An die Blautanne schüttete eine Kanne Wassers, wer am Abend auf den Kirchhof kam. Sie wuchs und wuchs. Mit Markus Kübler ging es abwärts. Manchmal riß er die Augen auf und sagte: „Der Stamm ist mein.“ Aber der letzte Laut, der aus seinem Munde kam, klang klar und voll: Hanna!